



Der Schuß des Toten.

Von Paul Ernst.

(Nachdruck verboten.)

Mein jüngerer Bruder hatte promoviert, ich selber hatte das Staatsexamen bestanden; wir waren beide Neuphilologen, und unser Vater schenkte uns das Geld für eine Reise nach Frankreich. Wir fuhren über Köln, kamen am Morgen am Nordbahnhof in Paris an, mieteten uns gleich ein gemietetes Zimmer in einem behaglichen Studentenwohnheim am Boulevard St. Michel und gingen zu einer Wirtschaft am Boulevard, wo unter gepflanztem Feinstaub vor dem Hause Tische und Stühle gestellt waren. Die billigen Wirtschaften in dieser Gegend sind immer sehr besucht, und so gelang es uns nicht, zusammen Platz zu finden, sondern wir mußten an zwei benachbarten Tischen sitzen. Wir nahmen jeder die große Speisekarte vor und suchten unschlüssig, indem wir uns auf Deutsch betrogen; da erhob sich mein Nachbar, ein junger Student mit einem großen Bart, der futz vor uns gekommen war, entschuldigte sich höflich, daß er uns unterbreche, und fuhr dann fort, er lese, daß wir gern zusammenhocken möchten, und erlaube sich, dem anderen Herrn einen Zausel mit seinem Platz vorzuschlagen. Er sprach Deutsch, mit fremdartigen, aber reizendem und liebenswürdigem Ausdruck. Wir sprangen auf, wurden rot vor Verlegenheit, nahmen das Anerbieten dankend an und stellten uns vor; auch er nannte seinen Namen. Die Plätze wurden gewechselt, und jeder von uns dreien vertieft sich weiter in die Karte.

Die Sonne schien auf das zierliche junge Grün der Bäume, welche die Straße entlang standen, auf die bunten, taubelnen Straßenbahnen, die Häuser mit den roten und gelben Fenstern; wir atmeten in einer heiteren, angenehmen Frühlingsluft; lächelnde Menschen gingen an uns vorbei; junge Männer in merkwürdigen Trachten mit Mäbchen, die noch merkwürdiger gekleidet waren, eiften schweigend, lachend und gestikulierend; Zeitungsverkäufer, welche rappend die letzte Nummer ausstießen; ein Mensch bot von Tisch zu Tisch eine tanzende Maus aus Wachs an; ein gebildetes altes Weib in Lumpen lief, vor sich hinstampfend, mit einem großen Korb am Arm; niemand schien hier traurig zu sein. Eine Dankbarkeit gegen diese heitere Stimmung überkam mich; ich sah zufällig nach dem jungen Mann, der uns so freundlich seinen Platz gegeben, und traf seinen Blick; er nickte mir vertraulich zu; ich nickte wieder.

Als wir bei dem geselligsten, streng berufswahrenden Kellner bestell, sprach mein Bruder von Christien de Tropez, über dessen Eminentier er seine Dissertation geschrieben, und erzählte, daß er so gern den alten holländischen Roman von Anselot, der vom Nondoloit herausgegeben ist, besitzen möchte, weil in ihm sich der einzige Druck von Christien de Tropez in die Charrerte befindet. Der Nachbar sprach uns wieder an, erzählte, daß er gleichfalls über Christien gearbeitet habe, und es stelle sich heraus, daß uns dreien dieselben Dinge lieb und wichtig waren. Schnell hatte das Gespräch eine große Beschäftigkeit gewonnen; wir besaßen unser Frühlingsguten noch eine Strecke zusammen, und bei der Trennung tauschten wir unsere Adressen aus; unser neuer Freund nannte sich Duway, wir verabschieden erst jetzt den Namen, und wohnte ganz in unserer Nähe.

Ich erinnere mich noch, wie wir das breite Bollwerk hinter uns zum Seineren wanderten; die Liebenswürdigkeit Duways, die Seligkeit aller Menschen, der Sonnenchein, der Frühlingsluft, die glühende Luft, das Bewußtsein völliger Freiheit, und ein Gefühl, als ob alle fremden Leute auf der Straße uns freundschaftlich genüßten, alles das wirkte auf uns bewußt. Wir sagten uns: „Ist es nicht köstlich, daß

Deutsche und Franzosen sich so lange feindselig waren? Was haben wir für einen Grund, ihnen genehmig zu sein? Weshalb sollten sie uns hassen? Wir können viel von ihnen lernen, denn wir sind zu launisch, zu ungeliebt, und die meisten wertvoll sind, die sie in ihrer Feindseligkeit noch nie gehabt haben? Ja, die beiden Völker sind aufeinander angezogen. Sie gehören zusammen.“

Wir kamen spät am Abend nach Hause. Der Zimmerdiener öffnete, nahm vom Brett unseren Leuchter, zündete ihn an und reichte ihn uns. Wir gingen die engen Treppen hoch und traten in die Stube. Auf dem Tisch lag ein Buch mit einem Brief, der an meinen Bruder gerichtet war; er las, sah auf das seltsame gebundene Buch, reichte mir dann wortlos, freudig erlautet den Brief. Duway schrieb, daß er zufällig den Deutschen Ausgabe des Anselot besitze und meinen Bruder um die Freundschaft bitte, das Buch als Geschenk von ihm annehmen zur Erinnerung an das glückliche Zusammentreffen. Mein Bruder wendete das Buch um und betrachtete den Rücken und sah den Titel auf, beachtete den Schnitt und fuhr mit der Hand liebestend über die Deckel; dann sagte er: „Die beiden Völker sind in einen gebunden; sieh nur, wie hübsch ist diese Kinnernergoldung; das ist ein französischer Einband aus den vierziger Jahren; sieh nur, was die Leute hier damals für einen Geschmack hatten.“ Dann nahm er wieder den Brief, las ihn, machte mich auf die liebenswürdigen Wendungen aufmerksam.

Am anderen Tage besuchten wir Duway, und mein Bruder füllte ihm seinen Dank ab mit den schönsten Worten, die er in der Fülle seiner Freude über Geber und Gaben finden konnte. Wir kamen dann noch öfter mit ihm zusammen, wurden immer vertrauter, lernten auch seine Freunde kennen, und es bildete sich zwischen uns eine Art Freundschaft aus. Ein merkwürdiges Erlebnis änderte plötzlich unsere Gefühle.

Echon lange war uns aufgefallen, daß er auf seinem Schreibtisch einen Schadel stehen hatte, dessen Stirnfläche zum Ansehen einpraktisch mit einem Tintenfaß bedeckt. Uns ging es gegen das Gefühl, in dieser Weise die Ueberreste eines toten Menschen zu verwenden. Natürlich wird man immer für wissenschaftliche Arbeiten und für Bekräftigung der körperliche Hinterlassenschaft Verlorenen gebrauchen müssen, aber jeder seiner fühlende Mensch wird das doch in dem Bewußtsein tun, daß das ein notwendiger Zweck eines an sich unschöne Handlung erfordert; denn wenn ein Gehirn, das gedacht wie wir, Lippchen, die gelächelt und geküßt wie wir, Augen, welche wie wir die schöne Welt mit Bewußtsein aufnahmen, nun in einem abgeteilt und unartigen Körper vor uns ruhen, so fühlen wir doch ihren Schauer des Fühlens, welches unter eigenes Leben ist, wir möchten, daß der Leichnam bald durch die Erde bedeckt wird; auch wenn wir wissen, daß er nur tote Materie ist, wünschen wir ihm Frieden und uns ein Vergessen des Abtritts, das uns nur fragen läßt und keine Antwort in uns ergehen kann.

In einem Tage nun fragte mein Bruder unseren Freund, was es doch mit dem wunderlichen Tintenfaß für ein Bewenden habe. Duway lachte, dann erzählte er, der Schadel habe einem Landsmann von uns gehört. Bei der Belagerung von Paris habe ein Rhein von ihm, ein Arzt, der in einem Vorort wohnte und ein eifriges Lager war, sich in der Nacht mit seinem Gewehr an vorzichtigem Bergehen herangehlichen; zwei Mamen habe er dergestalt heimlich erschossen, die er dann

gleich vergraben, damit seine Tat nicht entdeckt werde; nachdem die Deutschen das Land verlassen, habe er die Leichname wieder ausgehoben und die beiden Schadel präpariert und als Tintenfaß eingerichtet lassen, die dann durch Erbschaft an ihn und seinen Bruder, der Offizier war, gekommen seien, als eine beständige Erinnerung an den Einfall der Deutschen in Frankreich und den Raub des Elfs.

Wir erlarrten vor Staunen und Schreden über diese Erzählung. Daß unser Freund diesen zweifeln Meuchelmord nicht für schändlich und gottlos, sondern sogar für ehrenhaft hielt, daß er die Ueberreste eines redlichen Mannes, der treu in seiner Pflicht durch solchen Mord gefallen war, noch als Anreiz zu weiterer Thaten vor seinen Augen aufbewahrte, daß er noch ein paar verlegene Worte sprach und uns dann verabschieden wollten. Er verpörrte wohl den Einbruch, den seine Gefühle auf uns gemacht hatte, aber indem er ihm falsch deutete, sagte er, es tue ihm leid, daß er die Geschichte erzählt, weil wir Deutsche seien; ich antwortete ihm, Feindschaft zwischen den Völkern und Krieg seien ja wohl etwas Furchtbares, aber es scheint doch, daß sie etwas Notwendiges seien, daß wir uns fügen müßten, und es könne gleich bei ihnen gewöhnliche Mordung der Nationen und auch Liebe und Freundschaft einzelner bestehen. Duway verstand wohl, daß ich nicht alles sagte, was ich meinte, und so entließ er uns leicht, wie wir gingen; ich hätte ihm ja das andere nicht sagen können, denn er hätte es nicht verstanden. Wie durch einen Blitz war meinem Bruder und mir unsere innere Verwirrungheit von den Franzosen klar geworden.

Als wir zu Hause angekommen waren, nahm mein Bruder das Buch, welches ihm Duway geschenkt, wühmlich in die Hand und sagte: „Es ist ein schönes Buch, aber ich kann es nicht mehr mit Freude betrachten.“ Ich gab ihm recht, und er schickte das Buch dem Geber zurück mit einem Brief, der ungefähr so abgefaßt war: „Er sei ihm von Herzen dankbar für seine freundschaftliche Gekinnung, aber er könne das Buch nicht mehr besitzen. Der andere möge die Rückgabe nicht als eine Unfreundlichkeit auffassen, denn sie sei nicht als solche gemeint; es sei ihm klar geworden, daß er ihm doch so fremd sei, als daß er ein so schönes Geschenk behalten dürfe.“

Es ist wohl selbsterfindlich, daß unser Umgang mit Duway aufhörte. Er wäre für beide Teile peinlich geworden. Wir blieben auch nicht lange mehr in Paris.

Als der Krieg ausbrach, kam mein Bruder als Offizier mit nach dem Weien, und er dachte wohl öfters daran, daß Duway ihm nun als Feind gegenüberstand. In einer Nacht hatten die Gegner einen Angriff gemacht; sie waren früh genug entdeckt, so daß es gar nicht zum Bruchkampf gekommen war, und bei der Verfolgung hatten die Unseren eine ziemlich tiefe gemonnen. Am frühen Morgen ging mein Bruder mit einem Kameraden über das Rampfied, das sich nun hinter unserer Linie befand. Es lagen viele tote Franzosen da. Einen Mann sah er zu seinen Füßen auf dem Rücken liegen, die Arme ausgebreitet, das Gewehr noch in der Hand und die verglänzte Augen des durchschossenen Kopfes zum hellen Himmel gerichtet. Das Gesicht erinnerte ihm an Duway, und in einem plötzlichen Gefühl beugte sich sein Bruder, um dem Toten die Hände auf die Brust zu legen; aber wie er ihm das Gewehr aus der Hand nehmen wollte, brach der Finger des Toten noch zu; die Kugel ging meinem Bruder nahe beim Herzen vorbei und hätte ihm um ein Haar tödlich getroffen!

Die Schnutenorgel.

In schlesischer Mundart erzählt vom Landsturmmann Felix Janoska.

Der Abdruck erfolgt im Einverständnis des Verlages W. B o b a c h & Co., Leipzig, aus dem in Rüsse erscheinenden werten und interessanten Buch „Vierzig Jahre Kriegsgeschichte“. Eine Ausgabe aus den vergriffenen Nummern 1-40 mit 50 Bildern. Zugunsten der „Vierzig Jahre Kriegsgeschichte“ herausgegeben von Paul Oskar Böker und Georg Dreißer v. Dampsta. Preis gebunden 4 Mk. Verlag von W. B o b a c h & Co., Leipzig. Der Erlös aus dem Verkauf kommt der „Vierzig Jahre Kriegsgeschichte“, also unserer tapferen Soldaten, zu Gute.

Man mag hagen reden, was man will: ein Schützengraben im polnischen Sande ist köstlich armelig. Da ist keine Siegeligkeit außer deiner angeborenen, und die Kunst ist nur vertreten durch die Mundharmonika. Aber eben dieses köstliche Instrument paßt nicht in den Schützengraben. Es ist zu hehrlich, zu weich; und wenn der Russe mit Schmutz und Granaten wirft, geht die ganze Stimmung flöten; deine eigene und die der Mundharmonika.

Der Wilhelm Wenzel hat's erfahren. Er sitzt im Graben und spielt zu seiner Erbauung die Coroten; innig, gefühlvoll. Kommt da so ein Mistgepel geflogen und wirft mit Sand und Eisenplättchen. Der Wilhelm spielt erst seinen Vers zu Ende; denn er ist gerade an der zurendlichen Stelle, die so nach oben gebogen ist, und legt sich dann wo anders hin. Keine Ruhe. Die eifigen Schlaghölzer pfeifen auf seine Brust und plätschen nur so in die Erde, daß ihm die Schmutzklumpen die Stimmgabel verstopfen. Da wird der Wilhelm Wenzel nervös; die sorgfältige Störung hätte kein Künstler ruhig ertragen — und der Wilhelm war einer — er wirft sich auf den Grund und sagt zu seinem Freunde:

„Hau, ich muß mich uff den Ueger a wing hinstoan. Wee mich od, wenn und es julde so a Viech im Graben trepiere.“

Der Paul Müde verprücht es. „Gegen Uffregung ist nicht besser wie Schlaf. Und wenn und es julde mittich eine Nummer, da wüßst es je schunt pieren.“

Der Wenzel schickt und ihmard, daß die Erde zittert und der Reutnant sich mit dem Guder überlegt, ob schwere Artillerie im Anmarsch ist. Neben dem Paul Müde lehnt der Franz Grindel an der Wöpfung. Der macht eine Kopf-bewegung zu dem Schnutzer hin und meint:

„Der Wilhelm tut sich grade so nervös, als wenn er schunt a großer Künstler war.“

„Is er ooch; daderfür is seine Schnutenorgel zu schwach. Die kull ja hochstens eens luntzig. Und wenn er und er geht von der Prime in die Dominante über, is ihm dann so einogel, wie ein Dambrosch die Gurkenluppe. Wee, soage ich der, die richtige Harmonikaturung muß der Subder war'n; mit 'm Gesecht alleene geht' nich.“

Der Grindel war im Allgemeinen ein guter Mensch; doch plagte ihn der blasse Künstlerfluch. Er selber spielte Harmonika, hatte aber das Instrument zu Hause gelassen und mußte tatelos zusehen, wie ein anderer Triumphe feierte.

Dem Müde hatte die wüßenshaftliche Erklärung imponiert, weil er dahinter höhere musikalische Erkenntnis ahnte; dennoch fragte er zurendlich:

„Hast du etwa studiert?“

„Ja, und ob, ich habe jahrelang ins Konservatorium gearbeitet“, sagte Grindel bescheiden, „da lernst man den Zimt

von unten ruff, wenn man een uffnen Kupp hat. Sunst natierlich nich. Wenn ich erst meine Müllt frege, doa fällt er amaal was heren, was de richtige Tat is.“

Es dauerte nicht lange, da war die Gelegenheit da. Als die Grenadiere aus dem Schützengraben krochen, wurden den Quartieren einmal grünelich durchschwärmen, was sie übergeben und Pakete ausgeteilt. Franz Grindel fand seine Brautharmonika in einem Paket, sagte aber nichts, sondern ließ sie nach in die Tasche gleiten, um nicht durch Unbedachtsamkeit die Konkurrenz kopfisch zu machen.

Am Abend ließ die ganze Korporalschaft nach unerhört üppiger Mahlzeit — der eine hatte sogar richtige Butter von einer richtigen Kuh auf das Brot gestrichen — bei der Zigarre, und die Briefe und Karten aus der Heimat kausen eine gute Gefühlsunterlage für einen musikalischen Tee, den Franz Grindel anlegte.

Der Wilhelm Wenzel ließ sich nicht bitten; er spielte den zinnländischen Reitermarsch. Der Grindel jubelte ihm stillen; das war sein Leib- und Magenstück; mit dem zinnländischen Marsch er jeben aus dem Beine. Franz Grindel fand seine Brautharmonika in einem Paket, sagte aber nichts, sondern ließ sie nach in die Tasche gleiten, um nicht durch Unbedachtsamkeit die Konkurrenz kopfisch zu machen.

Am Abend ließ die ganze Korporalschaft nach unerhört üppiger Mahlzeit — der eine hatte sogar richtige Butter von einer richtigen Kuh auf das Brot gestrichen — bei der Zigarre, und die Briefe und Karten aus der Heimat kausen eine gute Gefühlsunterlage für einen musikalischen Tee, den Franz Grindel anlegte.

Die Fragen blieben zunächst unbeantwortet, denn der Grindel war eben fertig geworden, und der Wenzel setzte so



fort mit einem frei erfindenen Hindenburg-Marsch ein, um dem Gegner den Befehl abzusprechen. Franz antwortete mit drei Weihnachtsliedern, die er ohne abzuhören hintereinander spielte. So ging es noch eine Weile hin und her, bis der Unteroffizier vor sich, sie sollten gemeinsam den Zapfenstreich spielen.

Franz Grindel meinte wie zögernd: „Ich möchte schon, aber der Wenzel wird nicht die rechte Harmonikfäherung und Begleitung finden.“

Das war für einen Schmutzorganisten so ziemlich die ärgste Beschimpfung, die es geben konnte, und es ist menschlich begreiflich, daß Wilhelm entsetzt war.

„Dein schwindsüchtiger Leiter hat nicht einmal Pariser Stimmung und küßt ja bei jedem hohen Tone.“

Was ungeschickter daselbst ist, wie wenn man einem Schneider vorwirft, er arbeite mit einem durchlöcherigen Fingerhut oder einer rostigen Schere.

Damit war der Kriegszustand erklärt. Die Korporalschaft teilte sich in zwei feindliche Lager und suchte die Neutralen zum Anschluß zu bewegen. Besonders heftig war der Kampf um die Günstigkeit der Unteroffiziere. Der wollte aber nicht Partei werden, hütelte sich auch durch allzu günstiges Urteil sein unparteiliches Vorgehen zu schützen. Kein großer Kritiker lobt ungeschmeichelt. Darum entschied er:

„Der ganz richtige Anker hat keiner raus. Der Wenzel hat sich zwar genug im Takte, und der Grindel ist nicht anderno genug.“

Dieses salomonische Urteil wurde von beiden Parteien gründlich erläutert, wort- und sinngemäß erklärt, zugunsten der eigenen Partei ausgeschlachtet und der Gegner schändlich verflucht.

Von stimmungsloser Kammermusik war nicht mehr die Rede.

Wägen in Franzens ererbendes Piano spielte Franz Wilhelm eine schmetternde Siegesfanfare, und jener vergaß die Robeit durch ein wildes Pfeifen, in das die Claque einstimmt. Die Kunstverhältnisse waren hier unendlich geworden.

In der Schlacht, beim Vorgehen, wurden beide Musikanten verwundet, zuerst der Wenzel und hundert Meter weiter der Grindel. Wenzel hatte einen Abschuß, und hümpelte mühselig hinter einen mächtigen Strohhof, der Schutz gewährte. Er wollte sich gerade den Stiefel ausziehen, um nach jeder Wunde zu sehen, da fiel ihm ein, daß er eigentlich recht hüßig davon gekommen wäre und deshalb dem Herrn der deutschen und himmlischen Herrscharen besonderen Dank schulde. Also setzte er sich auf den Tornister, zog die Schmutzorgel heraus und blies: „Großer Gott, wie loben dich!“ Und da er über der heiligen Kunst den Schmerz vergaß, so fügte er gleich noch einen fröhlichen Parademarsch und im Gedanken an die Festzeit: „Es ist ein Hof entpungen“ daran und war recht zufrieden.

Der Franz Grindel hatte einen eifrigen Rauchsüß. Er lag, wie und wo er gefallen und war nicht imstande, eine Bewegung zu machen. Da hörte er verwehte Klänge herüberhallen, die machten ihn so hoch, daß er den Tornister abstreifen konnte. Auf Händen und Füßen kroch er auf den Schieber zu; zehnmal machte er Halt; endlich lagte er um die Ecke.

„Du auch, Willem?“

„Ne, so was, Franz!“

Sie begrüßten sich mit Händedruck und mattem Nicken.

„Na, wartet od, Franzl, ich wer dich gleich verbinden. Dann mach' ich der a Waager zurecht, wie's denn Kenig nicht besser hoch. Gelode, Franz!“

Das Verbinden machte sich nicht leicht, und Willem mußte sein eigenes Wechselband noch dazu nehmen, um die Blutung zu stillen. Der Franzl froh und schlüpfte sich vor Räute.

Willem zwupfte mit beiden Händen Stroch aus dem Schieber; da nahm er sein Seilengewebe und schälte eine Höhle heraus, bettete den Fremden hinein, deckte ihn mit seinem Mantel zu und kroch darauf ins Stroh zu ihm.

Er ludte im Tornister und entließ sich endlich schweren Herzens, ein nagelneues Hemd in Streifen zu zerlegen.

Mit Mühe kriegte er den Stiefel vom Fuße und machte einen Kloberchen. Unterdessen dunkelte es, die ersten Sterne leuchteten. In der Ferne hörte man schwere Kanonenschläge.

„Ich glöbe, Willem, die haben uns ganz vergessen“, flüsterte Franz heiser. „Aber gelode, Willem, du verläßt mich nicht?“

„Wo werb' ich denn! Re, a su eene Zumutung. Ich kenne ja ooch gar nich, wenn i och wüde.“

Er hätte schon gekont, wenn auch mit Mühe, mochte es aber nicht übers Herz bringen, den Schmerzverwundeten im Stich zu lassen. Der lagte nicht mehr über Schmerzen und Räte, hüpfte sich aber unendlich schwach und schlief endlich ein.

Wilhelm sah neben ihm und sah und dachte in die Nacht hinaus. Nichts zu spüren. Wenn hätte er seine geliebte Harmonika herausgeholt und sie gespielt, doch mochte er den Schläfer nicht stören, auch hätte es sein Gartgeflüß nicht erlaubt.

Da zupfte ihn Franz am Kade.

„Willem, weeste, spielen wir amaal den Zapfenstreich zusammen. Ich wedde noch eemal Müsse hören. Rimm der meine Harmonika und gibb mir deine. So und no los.“

Maxim Gorki über die Deutschen.

Ende Mai hat Maxim Gorki in Moskau vor einer Studentenversammlung eine Rede gehalten, deren Wortlaut der Zukunfts Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau“ wie folgt übermittelte:

„Der Krieg offenbart die Seele des Volkes, er zeigt die Stärken und Schwächen eines Staats. Die Völker lernen in blutigen Kriegen die hohe Achtung voreinander; ohne die Achtung vor dem Gegner, die Anerkennung seiner moralischen Werte, wäre der Krieg ein zweckloses Hindernis. Je höher wir den Gegner einschätzen, desto mehr wird es unser Ansporn sein, sich ihm gewachsen zu zeigen. Und Deutschland müssen wir achten. Wir sehen kein Volk mit ruhigem Herzschlag in den furchtlichsten aller Kriege ziehen, ungeübte Hände erregten freiwillig die Waffen, unterwerfen sich freudig den Härten des Soldatens Lebens, nicht ohne es befohlen wird, nein, weil jeder Deutsche die Notwendigkeit fühlt, daß sein rotes, warmes Blut dem Vaterlande gehört und für den deutschen Gedanken fließen muß.“

Was ist der deutsche Gedante? Deutschland ist ein helles Land, die Sonne kann in jeder Winkel hinein scheinen und nirgends findet sie Anrat. Der Deutsche ist wissenschaftlich, der Deutsche fordert seine Schulen, er fordert Wissen, er fordert Klarheit. Die deutschen Schulen sind die Pfanzstätten des deutschen Gedankens, und Deutschland hat neunmal mehr Schulen als Rußland. Die Wissenschaft ist jedem zugänglich, jedem der lernen will, und alle wollen sie lernen, darum sind sie alle durchdrungen von dem deutschen Gedanken. Sollen wir die Deutschen nur darum zu bekämpfen, weil er der Feigere ist, weil er der Begabtere ist. Lernen wir von diesem Feinde die Quellen seiner Vaterlandsliebe kennen.“

Der Deutsche hat den ersten Kampf lange vor Beginn des Krieges mit feindlichen Maffen gekämpft. Er hat die ganze Welt auf friedliche Weise erobert. Und der jetzige Krieg scheint nur ein Protest gegen die friedliche Eroberung zu sein. Deutschlands Wissenschaft beherrscht unsere Unterirdien, deutsches Kapital baut unsere Bahnen, deutsche Industrie baut unsere Maschinen, wir haben deutsche Elektrizität gehabt, deutsche Kaufleute regulieren den russischen Handel. Der Deutsche kennt den russischen Geist besser als der Russe selbst, und führt seinen Kampf gegen die Schwächen, fragt ein deutsches Schulkind nach Zolot, nach Dostojewski, nach Puschnin und Gogol — es kann ein Antwort geben, fragt die Russen nach deren Dichtern und Denkern, die meisten werden schweigen. Darum konnte sich der deutsche Geist entfalten zu einer alle bezaubernden Größe. Wollen wir Deutschland besetzen, dann muß es für uns eine Selbstzerlegung sein. Unsere Denker müssen die Deutschen überlegen, unser Kapital muß in Deutschland rollen, unsere Industrie den deutschen Markt beherrschen, unsere Kaufleute den Handel Deutschlands regieren, und unsere Beamten ehrlicher und wahrheitsliebender sein als die deutschen Beamten, dann werden wir Deutschland besetzen.“

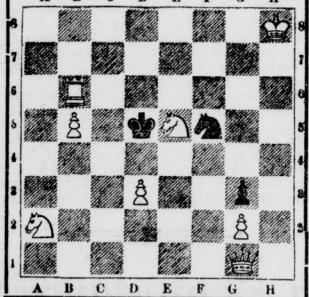
Schach.

Neuarbeit von Max Weis.

Aufgabe Nr. 2161.

F. Matoušek.

(1. Preis im Turnier der böhmischen Schachmaten).



Weiße zieht und setzt in drei Zügen matt.

Schwarz: Kd5, Sd5, Bg3.

Parie Nr. 2143.

Geplitt im Dezember 1914 zu Tien in Amerika.

Weiße: F. J. Marshall (ohne Ansicht des Brettes).

Schwarz: J. Farrell, V. A. de Castro und S. Hammond.

Nordisches Gambit.

1. e2-e4 e7-e5

2. d2-d4 d5xd4

3. c2-c3 d4xc3

4. Lf1-c4 Sg6-f6

Stärker ist Schlechters Fortsetzung 4... d5!

5. e4-e5 ...

Die richtige Fortsetzung, die für Weiß ein gutes Spiel ergibt, ist 5. Sxc3, Lb4 f6, Se2!

5... Dd5-e7

führt zu einer Einigung des schwarzen Spiels. Mit 5... d5! läßt Schwarz im Vorteil, 3... b6, Lb4, Se4 f7, Dxd5, Dxd4, S. Lxd5, Lb4, f7, Ke2, c6, Lxb2, Sc3, Sd3, Lxd5, c2 f8, Lxf7, K-17 f9, Dxd5, Lb4 f7.

6. Dd1-e2 c3xb2

7. Lc1xb2 Sg6-g4

Jetzt wäre 7... d5 fähig wegen 8. e.

8. Sbl-c3 c7-c6

9. Sc3-e4 Kd8-d8

10. Sg3-f5 Tf7-f5

11. e4xe5?

Die schwarze Führung des Angriffs zeigt, daß Marshall kein hervorragender Bindungsspieler ist. Der Fortzug sollte zu einem für Weiß wenig günstigen Ergebnis führen. Mit 11. Sd6! Sd6 Lc2 Lc1 zc. war die schwarze Stellung zu verschmieren.

11... Sg8xh6

12. Sd4xh6 g1xh6

13. O-O d7-d5?

Warum nicht 13... Dxe2 14. Lxe2, Lc7 nebr d5.

14. De2-d2 Th8-g8

Hier mügte Sd7 gefahren.

15. Ld4x5 Lh6-h6

16. Dd5xb6 Tg8-g6

17. Dd5-d2	e6xd5
18. Dd2x4d1	Sd7-d7
19. Tal-d1	De7-g7
20. Sd3-d4	Kd8-a8
21. Sd4-e5	De7-g8
22. Tl1-e1	Sd7-d7
23. Lb2xh6	Kd8-c7
24. Dd5-d6+	

(Anmerkungen aus der deutschen Schachzeitung).

Die Partie des Lebens.

Knittelverse von Hermann Krauß.

Wenn zwei Leute das Schicksal teilen
Auf dem Brett des Lebens zusammenzuspielen,
Kommen gar bald zusammen sie,
Und es gibt dann eine Partie.
Seltener von selbst zum Spiele sie kamen,
Wirdbracht ein Dritter sie zusammen;
Und selten auch um die große Ehre,
Als ob in das „Spiel“ verriet man wäre,
Man sich aueinander hält —
Weist geht die Partie aus Gieb.
Anfangs gleich sind beider Chancen:
Die Stürzen sie umstürzen;
Neben hüpfen sie im Reie,
Worte fliegen laut und leise,
Die warnend man einander rief.
Bald nimmt man's grade, bald nimmt man's köstlich;
Und oft im überhellen Lachen
Sucht eins das andere zu machen.
Oft trochtet man, dem Spielgeuelen
Um ein kleines Bein zu stellen;
Am gefehesten ist es dann,
Man nimmt das Gambit gar nicht an.
So kommt's, daß — den Anfangszeiten
Ein Reims zum Spiel herauszubringen
Man sucht einen Grund für einen Zug:
Der andre tut ihn, das ist genug,
Um den seinen danach zu richten.
Gleiche Rechte, gleiche Pflichten
Heißt es, und bis es zur Mitte geht,
Schießt man, wie es im Zuge steht.
Doch oft im zehnten Zuge schon,
Da ändert sich die Situation:
Ein kleiner Verlust unbeachtet,
Sind sich der andre genau betrachtet,
Bringt die Stellung aus dem Gleichem —
Man verliert den Boden, kommt ins Weiden,
Bald ist der Läufer ihr gefährlich,
Bald hält's mit der Dame er nicht erbtlich;
Für andre heißt sein Herz in Flammen —
Die Lören schlagen alle beim zusammen.
Während ihre auf Erwartung steht,
Die seine noch im Wirrisaus geht.
Und jedermann fan bald es sieht:
Die Partie steht durchaus nicht schon.
Gar selten will es noch gelingen,
Ein Reims zum Spiel herauszubringen.
Und warnend löst es in den Dren:
Ein Tempo, das du je verloren,
Und war es anfangs noch so klein,
Bringt dich im Leben nicht mehr ein.
Doch hält du geteilt, das dein Geiße
Ebenbüdig dem Geiße sich erweist,
Den er zum Spiel ertoren hat,
Niemand noch euch verloren hat.
Drum spiele die Partie des Lebens
Bis an das Ende nicht vergessens.

Preis-Rätsel.

Ketten-Rätsel.
Aus folgenden 16 einblühigen Worten fünf 16 weisblühige Worte zu bilden und zwar so, daß jedesmal eine Schlußblühige des einen die Anfangsblühige des folgenden Wortes bildet:
Gob, Bier, Reu, Blut, Stein, Rod, Uhr, Fied, Stach, Sonn, Weg, Tuch, Turm, Feld, Burg, Watt.

Auflösung des Bildarrätsels aus Nr. 31:
„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern.“

Richtige Lösungen fanden rechtzeitig ein:
Aus Halle: Hans Köhlich, Hans Herr, Margarete Kohl, Otto Beller, Gustav Krüger, Ella Kraft, Edmund Buchold, Rudolf Köhlich, Fritz Gerlach, Günter u. Gerhard Giese, Meta Paul, Elisabeth Venas, Käthe Breitter, Werner Kirsten, Hans Bernhardt, Martha Weirauch, Kurt Meisen, Gertrud Fischer, Margarete Richter, Trudel u. Leni Anton, Frau Antonie Schöberl, Kurt Louer, Hans Doewe, Frau Adia Schirra, Lina Sauch, Gertrud Kretschmann, I. Muciel, Käthe Schragenbergner, Ella Köhler, Rudolf Schwenke, Emil Streiber, Fritz u. Kurt Rinte, Hans Wolff, Marie Trösch, Grete Hartmann, Gertrude Köhlich, Hans Hedwig Eberhardt, Arno Schulze, A. Seuffert, Gertrud Gieseler, Max Ursin, W. Zahn, Heinrich Städt, Seebwig Schirmer, Margarete Schindler, S. Sännel, Fritz Müller, Klaus Köhler, Anneliese Voigt, Käthe Mühl, Emma Gemmler, Franz Heiser, Georg Schaefer, Hermann Wille, Gertrud Voigt, Ruth Otto, Ella Schärer, S. Brodt, Anne-Marie Sandburg, Margarete Dietze, Gerta Lotte Sonntag, Ella Seierling, S. u. Olga Schab, Ch. Bordenet, Käthe Wiesner, Artur Meisner, Siegfried Strang, Frau E. Noacke, E. Hanjen, Paul Müller, Hans Stange, Lina Debestreit, Fritz Büchmann, K. Müller, Anna Berger, Georg Pittner, U. Rabede, Frau E. Solenajer, Else Summel, Gertrud Weßmann, Paul Gebhardt, Frau E. Binder, M. Weiser, Wilhelm Sommer, Vori Wittmer, Martha Krauß, Elisabeth u. Gertrud Lepnit, Alfred Gattner.

Aus sarrige: Alma Kerthen-Oberbrödingen am See, N. Tapolshi-Schlafurt, Maria Haberstroh-Comandoball, Paul Goeßler-Weißhuf, Ruth u. Hans Gruber-Merleburg, Ch. Schöps Tennstedt, Karl Brandt-Magdeburg, Hanes Göllert-Schiffahrt, Artur Urban-Schöben, Jäger Paul Jinsig-Naumburg, Elli u. Lotchen Hartwig-Weinsdorf, Anna Weber-Ballendorf, Mally Büning-Gumburg, Friedrich Böber-Schiffahrt, Gertrud u. Charlotte Hommel-Weinsdorf, Gertrud Schöps-Merleburg, Albert u. Robert Köhler-Roburg, Gertrud u. Charlotte Schöps-Salangen, Danka Stegmann-Salangen, Geschwister Schmidt-Merleburg, Walter Hähne-Laubegau, Paul Lange-Altkirch, Hedwig Krähel-Merleburg, Anneliese u. Emmi Heiner-Bernburg, N. Kämpfe-Dölan, Frau Martha Rothfäbl-Schiffahrt, Artessretow, W. Dönts, S. Bk. Töfen, Friedrich Schmidt-Merleburg.

Preise erhielten Hans Köhlich hier, und zwar:
„Unheimliche Geschichten“ von Friedrich Gerstäcker, und Alma Kerthen-Oberbrödingen am See, und zwar:
„Märchen“ von Wilhelm Hauff.

Rätsellösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstag mittag in unserer Hauptgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätsellösung“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein.